

Mache Deine Seele frei!

Roman von **Erich Ebenstein.**

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

8. Kapitel.

Und Serena wartete. Drückt, fieberhaft mit allen Sinnen, mit jedem Gedanken. Ein Schritt draußen an der Treppe machte sie erbeben, ein Klingeln jäh auffahren. Dazwischen dachte sie halb erschrocken, halb glücklich: „So lieb hab' ich ihn? Ach, ja — so lieb! Lieber als alles in der Welt! Und wenn er nur schon da wäre! Was wollte ich ihm alles sagen! Seine tiefste Seele würde ich aufwecken, bis er gar keine klugen Worte mehr fände und mich nur an seine Brust riße, stumm, selig, närrisch, wie es sein muß zwischen Liebesleuten.“

Einweilen aber kam nur Baron Sendthausen mit seinen flammenden, schwarzen Augen und den Geisten eines spanischen Granden.

Er brachte Serena einen Strauß dunkelroter Rosen, die um diese Jahreszeit ein kleines Vermögen kosten mußten, und meldete, daß sein Automobil unten stehe, um sie beide nach dem Künstlerhaus zu bringen.

Serena sah ihn erst ganz verständnislos an. Künstlerhaus? Ja, richtig — aber zwischen gestern und heute lag doch ein Jahrhundert — sie wartete ja —

Dann begann sie sich. Sie dankte freundlich, aber sehr reserviert. Sie habe Kopfschmerzen — auch zu arbeiten — überhaupt —

Er nickte eifrig. Arbeiten. Jawohl, das sei das Beste im Leben. Und sie gar! Ein solches Talent!

Er betrachtete Serena aus halb geschlossenen Augen neugierig und eindringlich.

Sein Blick hatte etwas hypnotisches, einschläfernd und aufreizend zugleich. Serena machte eine ungeduldige abwehrende Kopfbewegung. „Warum starren Sie mich so an?“

„Ich suche,“ antwortete er leise. „In Ihren Zügen suche ich das Geheimnis Ihrer Kunst! Und plötzlich schloß er noch leiser: „Ich glaube, ich habe es gefunden.“

Serena erröte und lachte verlegen.

„Wie seltsam Sie sind, Baron —!“

Er wurde auf einmal wieder sehr lebhaft und feurig.

„Ja, das ist es: Ein Jugendium, das unbewußt lebenerweckend wirkt. Eine Seele, die so reich ist, daß sie alles in ihrem Umkreis befeelt. Denn Ihre Bäume sind nicht bloß Bäume, Ihre Häuser, Wiejen, Flüsse, Wolken — das sind alles befeelte Wesen. Hab' ich nicht recht? Ihnen ist nichts tot in der Natur, Sie sehen pantheistisch, Sie malen

toten Dinge ins Leben wach. Das ist Ihr Geheimnis!“

Serena blickte betroffen vor sich hin.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ist's so? Manchmal habe ich das Gefühl beim Malen — nein, immer eigentlich: daß gar nicht ich male, sondern etwas Fremdes in mir, das bloß meine Hand führt.“

Das ist wahres Talent! Genie! So muß der Künstler schaffen — naiv, unbewußt —“ er schritt

— ich bin nur ein armseliger Dilettant gegen Sie, aber die Tricks der Technik hab' ich weg — es ist mein einziges Können. Wenn ich Sie das Lehren dürfte —“

„Ich weiß wirklich nicht, Baron, wie ich das annehmen könnte — dürfte —“

Er fuhr sich in die schwarzen Haare.

„Seien Sie nicht kleinlich, Madonna! Dürfen können —! Für mich wäre es die höchste Gnade. Dann müssen Sie die Meister studieren — alte und neue — und dann fort nach Italien! Ins Land der Farben, der glühenden Sonne! Womöglich noch tiefer hinab — Afrika, Indien —“

Serena schwindelte. Lachend wehrte sie mit beiden Händen ab.

„Genug — genug —“

Er strich sich über die Stirn. Sein Gesicht war jetzt tiefernt, gar nichts von Poje mehr an ihm.

„Hören Sie mich zwei Minuten ruhig an, Madonna! Man wird Ihnen sagen, ich sei einer, der jedem schönen Gesicht nachläuft und darüber verrückt wird. Wahr! Aber warum — das weiß keiner. Jeder Mensch hat Träume, nicht wahr? Der meine ist Schönheit in ihrer Vollendung. Nicht bloß äußerliche, sondern die harmonische Verschmelzung vollkommener Leibes- und Seelenschönheit. Das zu finden, dem zu dienen ist mein Traum. Und nun hab' ich's gefunden — in Ihnen! Und mehr als das: Genie dabei! Im ersten Augenblick gestern mußte ich es: jetzt hast Du eine Aufgabe!“

Serena richtete sich bekümmert auf.

„Baron Sendthausen —“

Er lächelte überlegen.

„Was denn? Erwidern Sie das? Daß Ihnen einer dienen will als Sklave? Sie werden's vielleicht noch oft hören — in anderer Form. Weniger selbstlos, weniger rein. Denn ich — verstehen Sie, ich rede nicht von Liebe oder Leidenschaft, ich will bloß das Recht haben, einen Schutzwall zu sein zwischen Ihnen und der profanen Brutalität der Welt. Ihre Seele will ich erhalten, wie sie ist — für die Kunst!“

Serena sah verwirrt in das fremde, braune Gesicht mit den schwarzen Augen. Ihr dienen? Auch Albrecht wollte ihr dienen — aber dieser da sprach von ihrer Kunst, und er faszte in Worte, was dunkel in ihr lebte — schon das Wenige hatte neue Ausblicke eröffnet — und es klang so schlüch und wahr —

Draußen läutete es. Serena fuhr jäh zusammen und erwachte aus der traumhaften Stimmung, in welche Sendthausens Worte sie versetzt hatten.

„Nun — wollen Sie mir dieses Recht geben?“ drängte der Baron, „das Recht eines Freundes — eines Führers?“



Zur Verlobung im deutschen Kaiserhause.
Prinzessin Marie Auguste von Anhalt, die Braut des Prinzen Joachim von Preußen.

im Zimmer auf und nieder. blieb plötzlich vor ihr stehen und jagte mit gedämpfter Stimme: „Darf ich Ihnen einen Rat geben?“

„Nun?“

„Lassen Sie sich nicht verderben von meiner Dante Peil! Sie hat die Manie, der Welt Talente zu entdecken“ und den Wahn, der Künstler brauche den Trubel der großen Welt, Sensationen, Erlebnisse, Lamtam, Clique — aber das ist gut für die Kleinen, nicht für Talente Ihres Schlages. Sie brauchen Stille, Sammlung, Ruhe. Glauben Sie mir, die Welt würde Sie verderben. Was Ihnen fehlt, ist noch ein wenig technische Schulung

„Nein —“, antwortete sie hastig und eilte zur Tür, um zu öffnen.

Die fiebernde Erwartung hatte sie wieder erfäht. Wenn es Richard wäre —!

Aber es war nur Mrs. Flint, die von ihrer Stunde heimkam. Sie lächelte, als sie den Baron erblickte und die blutroten Rosen am Tisch.

„Ah, Sie haben Besuch, liebe Serena? Guten Morgen, Baron. Lassen Sie sich nicht stören!“

Sie verschwand ins Nebenzimmer.

Serena sah ihr nach, blaß vor Enttäuschung. Sendthausen betrachtete sie neugierig. Warum war sie so blaß auf einmal? Hatte sie jemand anderen erwartet? Ein Schatten glitt über sein Gesicht, aber er bezwang sich und sagte mit der leidenschaftslosen Freundlichkeit von vorhin:

„Also Serena heißen Sie? Wie musikalisch das klingt — Serena, die Heitere!“

Serena lächelte bitter und schwieg. „Die Heitere“ — war das nicht wie Hohn auf das Leben, das sie bisher geführt hatte?

Der Baron griff nach seinem Hut.

„Und Ihr „Mein“ vorhin, Madonna Serena — das hab' ich nicht gehört. Denken Sie nach! In einigen Wochen frage ich Sie nochmals, vielleicht lernen Sie mich bis dahin genügend kennen, um Vertrauen zu haben.“

Eine tadellose Verbeugung — nun wieder ganz der „spanische Grande“, und er ging.

Serena hatte nur zerstreut genickt. Sie merkte kaum, daß er fort war.

Mrs. Flint steckte den Kopf aus ihrer Zimmertür.

„Allein?“ Ich habe ihn doch hoffentlich nicht vertrieben?“

„D nein.“

Mrs. Flint kam ganz herein. Als sie Serena so verjunkt dastehen sah, trat sie zu ihr.

„Darf ich etwas sagen, Frau Eiler?“

„Aber gewiß —!“

„Geben Sie acht mit dem Baron, aber verdienen Sie sich's um Gottes willen nicht mit ihm! Er gilt so viel bei Peils. In der ganzen Kunstwelt. Komtesse Raja erzählte mir, daß er in allen Ateliers zu Hause ist, mit allen Künstlern verkehrt. Freilich — in bezug auf Damen erzählt man sich schreckliche Geschichten von ihm — kein Zweifel, nächstens macht er Ihnen eine Liebeserklärung —“

Serena nahm eine abweisende Miene an.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Mrs. Flint.“

„Um — ich habe Sie gewarnt!“

Die Engländerin zog sich etwas beleidigt in ihr Zimmer zurück. Serena aber setzte sich an ihren Malktisch und begann Karten zu malen. Die Gräfin wollte ja zu ihrer Wohltätigkeitsakademie möglichst viele Karten haben. Und arbeiten war ihr das beste. Dabei verging die Zeit — man vergaß auf das Karten —

Serena arbeitete bis zur Erschöpfung. Kaum, daß sie sich mittags eine halbe Stunde Raft gönnte, um in das Speisehaus zu gehen.

So verging Tag um Tag. Richard aber kam nicht.

Zweimal schickte die Gräfin Peil Einladungen zum Tee, und Mrs. Flint nötigte Serena förmlich, ihnen zu folgen.

Jedesmal wurde sie einer Menge Menschen vorgestellt, jedesmal wurden ihre Skizzen vorgelegt und bewundert, jedesmal war Baron Sendthausen ihr Tischnachbar und ließ es sich nicht nehmen, Serena und Mrs. Flint in seinem Automobil nach Hause zu fahren.

Einige Male sprach er auch persönlich bei Serena vor, immer unter einem jolden Vorwand. Dieser oder jener Freund wollte Karten erwerben von dem neuen Stern —

Serena hätte dreimal so viel arbeiten müssen, als sie tatsächlich konnte, um dieser plötzlichen Nachfrage zu genügen.

Sendthausen blieb, wenn er kam, neben Serenas Arbeitstisch stehen und sah ihr malen zu.

Ab und zu gab er ihr technische Winke, Ratsschläge, die außerordentlich fördernd wirkten.

Dankbarer noch als dafür war sie ihm, daß er nie mehr bewundernde Worte sprach, jede Schmeichelei mied und keinerlei persönliche Gesprächs führte. Immer nur die Kunst —

Serena fand, daß er unbedingt besser war als der Ruf, den die Welt ihm anhing. Jedenfalls ganz und gar kein Don Juan.

Nie hatte ein Mensch sie besser verstanden und innerlich mehr gefördert als Sendthausen.

Ueber all dem Lern- und Arbeitseifer dieser Tage breitete aber eine wartende Sehnsucht ihre Flügel aus und ließ Serena nicht zur Ruhe kommen.

Eines Tages kam ein Brief von Tante Mumm aus Nimmebach. Gleichzeitig eine Geldanweisung in beträchtlicher Höhe.

Tante Mumm schrieb kurz, mit kraftlichen Buchstaben und schiefgezogenen Zeilen.

„— denn die verdammte Gicht hat mich wieder in den Krallen, mußst Du wissen. Aber gefreut hab' ich mich verrückt über Deinen Brief! Hab's ja gewußt — härtest mir nur eher geschrieben wenigstens, daß ich Dir was schicken kann. Ansichtsarten ist nichts, hörst Du? Sind schön, die beigelegten, aber Kleinzug — mußst auf was Großes, Ganzes hinarbeiten, Unterricht nehmen! Geld, so viel Du willst. Alles andere wirf hinter Dich! Alles, hörst Du? Ist so nichts Besseres wer. Also der Junge, Dein Mann, ist fort — ja. Wohin, weiß ich nicht. Kümmerer mich so wenig wie Dich. Die Wahrheit hab' ich ihm gesagt —“

ordentlich! Drauf ging er fort, im Bösen, ohne Vernunft anzunehmen. Nicht mal Geld wollt' er nehmen — na, mir auch recht. Denk' nicht mehr an ihn — „aus ist's für immer zwischen ihr und mir“, hat er gesagt. „Eine Frau wollt' ich haben, keine Künstlerin (als ob man nicht beides sein könnte!), die mit einem andern dabonfährt!“

Denn das war ihm nicht auszureden. Hätt's nicht gedacht, daß ein Mann so blödsinnig sein könnte! Also das ist aus. Jetzt lern' was und werde was, Serena! Die alte Mumm erwartet viel von Dir. Und eil' Dich, denn wer weiß, wie lang die Gicht mir noch Zeit läßt, was zu erleben — Schreib, wenn Du kannst! Und immer bloß aufs Ganze, hörst? Keine Spielereien —!

Deine alte Tante Mumm.

P. S. Geld schicke ich alle Monate. Sätt' Dich gern in Nimmebach, aber jetzt ist's nichts. Später.“

Serena sah da und starke ins Leere. Sie weinte nicht. Still faltete die Sehnsucht die Flügel zusammen und glitt ins Wejenloze.

„Aus ist's für immer zwischen ihr und mir —“

Sie las Tante Mumm's Brief noch einmal.

Am nächsten Tage sprach sie mit Sendthausen über die Wahl eines Lehrers. Sie wollte nicht mehr Ansichtsarten malen.

In seinen schwarzen Augen flackerte es freudig auf.

„Gott sei Dank! Und die Antwort auf meine schon einmal gestellte Frage?“

„Ja! Wenn Sie's ehrlich meinen, Baron — dann seien sie mein Führer!“

„Dank, Madonna Serena!“

Nun begann er gleich als Berater.

Nur keinen Lehrer, keine Schule. Dabei ginge nur die Eigenart zugrunde. „Schulen sind da für die, welche keine eigene Note haben, bloß Nachtreter werden wollen.“ erklärte er.

Was ihr an Technik fehle, wolle er ihr andeuten — das weitere sei bloß Übung. Galerien besuchen, Ausstellungen, das sei notwendig, wenn auch oft bloß, um zu sehen, wie man's nicht machen dürfe. Dann ein eigenes Atelier —

Serena machte ein bedenkliches Gesicht. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Es würde Geld kosten — aber das beunruhigte sie nicht so sehr als der Gedanke, sich mit diesem Schritt über eine unsichtbare Grenze zu schwingen, die sie bisher trotz alles selbständigen Erwerbes jäugend umgeben hatte.

So wie sie bisher lebte — neben Mrs. Flint, unbekannt und zurückgezogen, gehörte sie immerhin dem Privatleben an wie tausend andere Frauen, die arbeiten, um zu verdienen.

Das Atelier einer Künstlerin aber war fast jedem zugänglich, der sich für die Kunst eben interessierte. Bei Peils hatte sie genug darüber reden gehört, um sich einen Begriff darüber bilden zu können.

Freiheit hieß die Devise, die man als selbstverständlich dort annahm. Die Künstlerinnen empfingen in ihren Ateliers Besuche, gaben Soups, Feste, veranstalteten Ausstellungen, zu denen jeder Zutritt hatte. Und alle Welt fand dies natürlich. Es war ja gut, wenn man eine Mutter oder ältere Schwester bei sich hatte, aber durchaus nicht nötig —

Die Welt, welche sonst so mißtrauisch und anspruchsvoll war in diesem Punkt, setzte merkwürdigerweise ein unbegrenztes Vertrauen in den sicheren Takt einer Künstlerin.

Oder betrachtete sie diese Frauen als vogelfrei? Serena war darüber nicht im klaren. Immerhin sträubte sich vieles in ihr gegen den Gedanken eines eigenen Ateliers.

Sendthausen war ein guter Gedankenleser. Er lächelte ein wenig mitteilid. Es war schade, daß er ihr diese Kleinmädchen-Befangenheit abgewöhnen mußte, denn sie machte einen Teil ihres Reizes aus — aber schließlich war es doch nötig.

Dann dachte er nach, und plötzlich sagte er laut, als habe Serena alle eben gelegten Gedanken ausgesprochen, statt sie nur zu denken:

„Dann machen wir die Sache so: Sie mieten eben ein Atelier gemeinsam mit einer anderen Malerin. Ich weiß eine, Frau Mila Lernburg. Sie malt nur Blumen und Stillleben und sucht schon lange eine Kollegin aus petuniären Gründen. Ihr Atelier ist nämlich für sie viel zu groß. Es ließe sich bequem durch eine Wand oder Vorhänge in zwei Räume teilen. Die Lernburg ist über fünfzig Jahre, sehr solid, mittelmäßig begabt, aber ein guter Kerl, mit der sich's auskommen läßt. Das Atelier liegt sehr passend in einem Gartenpavillon, ganz im Grünen mit prachtvollem Licht. Wollen Sie?“ Serena atmete auf.

„Wenn das möglich wäre!“

„Natürlich. Es muß möglich sein. Ich telefoniere dann gleich mal hinaus — Frau Lernburg wohnt auch dort — und sage uns für den Nachmittag an.“

Am Nachmittag fuhr man wirklich nach Wähning, und Serena war entzückt von der Lernburg, die ein hausbackenes, gutmütiges Gesicht befaß unter einem Wald kurzgeschmittener grauer Haare.

Man schloß gleich ab. Am nächsten Tag schon sollte Serena hinaus übersiedeln, und zwar ganz, denn Frau Lernburg meinte, mit dem langen Weg würde Serena zu viel Zeit verzetteln, und sie könne ihr ganz gut die zweite Stube, welche hinter dem Atelier lag, abtreten.

Mrs. Flint machte zwar erst ein langes Gesicht, war aber dann viel zu praktisch, um die Vorteile dieses Arrangements für Serena nicht einzusehen — besonders, da Serena ihr die Miete noch für den ganzen Monat bezahlte.

Für Serena war das, wie sie schon nach wenigen Tagen begriff, ein vorzüglicher Lauch. Frau Lernburg, warmherzig, lebhaft und stets fröhlich, nahm sich ihrer mit mütterlicher Freundschaft an, und ihr gesunder Hausverstand erleichterte Serena manche Schwierigkeit.

Eine dieser Schwierigkeiten lag in Serenas Beziehungen zur Gräfin Peil. Sie hatte der Gräfin mitgeteilt, daß es ihr zu ihrem Bedauern nicht möglich sei, an dem geplanten Festabend teilzunehmen, so wenig, als sie Karten dafür liefern könne.

Darüber ein Sturm allgemeiner Entrüstung. Das sei ja gar nicht möglich — das müsse sie zurücknehmen — wer ihr das denn in den Kopf gelehrt habe?

„Sicher Du, Gustab!“ rief die Gräfin ent- rüftet ihren Neffen an, der lächelnd daneben saß. Der Baron zuckte geheimnisvoll die Achseln. Serena blickte peinig herüber in den Schoß. Sie hatte nicht gedacht, daß man so viel Gewicht darauf legen würde.

Noch peinlicher berührte es sie, als die Gräfin später, nachdem sie lange mit Sendthausen ge- sprochen hatte, sie beiseite nahm und mit merklich fühlbarer Miene sagte:

„Liebe Frau Rozane“ — sie blieb konsequent bei dem selbstgeschaffenen Namen — „ich fühle mich verpflichtet, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß man auf die Worte meines Neffen nicht immer volles Gewicht legen darf. Er ist sehr erzentratisch — und was ihn heute begeistert, läßt ihn morgen kalt. Ich hoffe, Sie entziehen sich seinem Einfluß etwas — zu Ihrem Besten, meine Liebe!“

Serena starrte die Gräfin fassungslos an und wurde dunkelrot. Mein Gott, was dachte man denn —?

Die Gräfin ließ ihr keine Zeit zur Er- widerung. Sie nickte gönnerhaft:

„Auf nächstens also, meine liebe Rozane — und ich rechne bestimmt auf eine Anzahl Karten. Das dürfen Sie mir ja doch nicht antun, nachdem ich aller Welt von Ihnen gesprochen habe! Mich blamieren!“

Serena erzählte die ganze Geschichte Frau Ternburg. Sie war ratlos. Die kleine, rundliche Malerin lachte.

„Sehr einfach, Liebste — Sie opfern ein paar Tage, malen Karten und schicken sie der Gräfin. Dank sind Sie ihr immerhin schuldig, und das ist dann so eine Art Schulzquittung. Nachher gehen Sie eben nicht mehr hin.“

Serena atmete auf.

„Ja — das ist das Beste.“

„Und was den Baron betrifft — er ist ja äußerst lebenswürdig, aber es gefällt mir etwas nicht an ihm — Gott weiß was. Ich meine, Sie brauchen wirklich keinen Mentor. Stellen Sie ihn ein bißchen kalt!“

„Das werde ich. Nur, er läßt sich schwer ab- schütteln — Sie sehen ja selbst, wie er ist. Und im Grunde kann ich ihm nicht das geringste vorwerfen. Ich begreife auch nicht, wie die Gräfin dazu kommt —“

Mila Ternburg lachte noch stärker.

„Sie wissen auch gar nichts! Haben Sie nicht bemerkt, daß Komtesse Laja ein Auge auf ihn hat?“

„Laja Peil? Nie!“

„Jawohl. Es wurde schon viel darüber ge- redet. Er ist eine glänzende Partie. Aber flatter- haft — gar nicht geneigt, in den sicheren Safen einer Ehe einzufahren, wenigstens vorläufig noch nicht. Man sagt, die Komtesse Peil spiele sich nur darum so auf die emanzipierte Kunstjüngerin hinaus, um ihm zu gefallen. Noch vor zwei Jahren soll sie sehr ekklusiv gewesen sein und jetzt —“

„Mein Gott, und Sie glauben —?“

„Daß man in Ihnen eine Nebenbuhlerin fürchtet? Warum denn nicht? Hübsch genug sind Sie ja dazu.“

„Und morgen soll ich mit ihm ins Künstler- haus — nein, ich geh' auf keinen Fall —“

„Unfinn. Wer wird das Kind gleich mit dem Bad ausschütten! Gehen Sie ruhig — das heißt, er wird Sie ja wieder in seinem famosen Coupé abholen — also fahren Sie! Und dann langsam — sein, ohne daß es verlezet, ziehen Sie sich zurück. Sehen Sie, liebe Serena, es paßt ja auch nicht: wir freies Künstlervölkchen und diese Menschen, denen die Freiheit doch nur bloß Kose ist! Gleich und gleich — Sie kennen das Wort. Sehr wahr! Da ist mir ein simpler Maler, der sich durch- hungert und den Himmel voller Ideale hat, doch zehnmal lieber als dieser Baron, der nur von Idealen fafelt und in seinem Leben noch keines zu Gesicht bekommen hat!“

Serena atmete auf.

„Ach, Mila — Mütterchen, damit sprechen Sie mir ja aus der Seele! Ich hatte immer das Gefühl, als sei irgend ein falscher Ton in der Harmonie dieser anderen Welt!“

9. Kapitel.

„Hier sind meine Badenden Nymphen,“ sagte Baron Sendthausen zu Serena vor einem großen Bild in prunkvollem Goldrahmen stehen bleibend. „Nun spielen Sie mal den Kritiker — aber barmherzig!“

Serena stand und sah das Bild an.

Und sie, die entzückt, ohne die geringste Scham, als ganz junge Frau vor Rubens gestanden hatte, die soeben mit dem Blick der Künstlerin völlig unbefangen an mancher Akkadie, manchem Bild eines modernen Meisters, der den nackten Frauen- leib als Vorwurf gewählt hatte, vorüber gegangen war: sie errödete und wandte sich langsam ab.

Es war etwas in dem Bild, das sie abstieß. Nicht die nackten Frauen an sich. Aber etwas Schwüles, Irdisches blühte ihr da aus dem Bild entgegen.

Sendthausen lächelte mephistophelisch.

„Nun — Madonna Serena? Nicht einmal ein Wort? Ist es so ganz lächerlich gemalt?“

„Es ist vorzüglich gemalt. Ich wollte, ich würde auch so Herr über Farben und Pinsel,“ sagte sie weiter schreitend.

„Also gut gemalt, aber —“, sein Lächeln vertiefte sich, „es riecht nach Bech und Schwefel, nicht? Greichen denkt, „in seiner Nähe wird mir so — ich weiß nicht wie —“

„Zu irdisch ist es mir,“ sagte Serena kurz.

„Aber wahr! Die lebefräftigen Nymphen in dem grünlichtrüben Wasser und die listig lächelnden Faune im Hintergrund — natürlich soll das Ganze symbolisch wirken.“

„Kunst soll mehr sein, als nur wahr.“

„Gott, was ist Kunst überhaupt? Wenn das einer wüßte! Heute ist alles „Richtung“. Ich hab' auch eine Richtung.“

Serena blieb stehen und sah eine mit grellen, bunten Farbenspelen bemalte Leinwand an, die als „Landschaft bei Sonnenuntergang“ im Katalog stand. Daneben hing eine farblose „Armeleu- stube“ grau in grau, ohne Spur von Licht und Farbe, ganz verzinkend in nebligen Tönen.

Und sie nickte.

„Ja — alles „Richtung“, aber kein Weg. Wo liegt nun das Ziel? Gib's überhaupt eines? Was Kunst ist? Jeder denkt sie sich anders. Ich meine, Kunst ist wie Gott: man kann sie nie sehen, nur ahnen und fühlen und zu ihr beten —“

Die schwarzen Augen Sendthausens glitten mit leidenschaftlichem Blick über ihren blonden Kopf. Und plötzlich brach es wohl gegen seinen Willen über die Lippen:

Wissen Sie, daß Sie mich ganz und gar verrückt gemacht haben, Madonna Serena? Wie kein Weib je zuvor? Beten möchte ich zu Ihnen, wie zu Ihrem Gott und Ihrer Kunst —“

In diesem Augenblick entgilt ihm die Maske des „selbstlosen“ Mentors.

Serena zuckte erwachend zusammen und sah mit wirrem Blick um sich. Sie hatte nur seine letzten Worte gehört und erschraf aufs tiefste. Laja Peil fiel ihr ein und alles, was die gute Ternburg gestern abend gesprochen hatte.

Sie nahm ihre kälteste Miene an.

„Nun sind wir ja wohl fertig mit der Aus- stellung und können gehen?“

Sendthausen biß sich ärgerlich auf die Lippen. Er begriff, daß dieses Aus-der-Rolle-fallen sie wieder weiter von ihm entfernte als je. Daß ihm sein Temperament auch immer solche Erreide spielen mußte —

„Fertig? Gott bewahre, Madonna Serena —“

„Nennen Sie mich nicht immer Madonna Serena! Es klingt lächerlich.“

„Pardon! Sie haben ja recht, Gnädigste. Ach, verzeihen Sie mir überhaupt,“ seine schwarzen Augen nahmen einen kindlich bittenden Ausdruck

an, die Stimme klang zerknirscht, „ich bin solch närrischer Kauz. Weiß manchmal nicht, was ich rede. Immer dieser Superlativ, diese großen Worte — ein Erbteil meiner Mutter, sie war Italienerin. Komtesse Julia Caramazini. Die war auch so. — Nachher muß ich oft selber lachen. Denke mir ja nicht einmal was dabei — also fertig? Nein. Waren ja noch nicht einmal bei Robin — prachtvolle Masken und dann der Träumer, der Gottfucher aus dem Felsenest bei Dalmatien. Den müssen Sie doch sehen! Walt nur Wolken und Meer. Ein komischer Kauz, auch eine Richtung —“

Serena wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte. Er sprach erst rasch, in heimlicher Angst, und nun wieder ganz harmlos.

„Ein Gottfucher?“ fragte sie zerstreut.

„Ja. Seine Bilder sind zum erstenmal in Wien. Ein ganzes Zimmer voll. Immer dasselbe, Wolken, Wolken, Wolken. Nichts Hervorragendes, aber eigenartig. Sie müßt' es eigentlich inter- essieren, denn es ähnelt Ihrer Kunst: belebte Wolken. Malkott heißt der Mann.“

„Malkott?“ Serena blieb mit einem Ruck stehen. „Malkott haben Sie gesagt?“

„Ja. Haben Sie schon von ihm gehört? Wunderlich. Der Mann ist wenig bekannt, wird wohl nie eine Berühmtheit werden. Warum sehen Sie mich denn so förmlich bestürzt an?“

Serena nestelte an ihren langen Handschuhen herum und zog wie in Gedanken die Nadel aus dem großen, schwarzen Sammtut mit den zwei nidenden Federn, um ihn fester zu stecken.

Sie lächelte verwirrt dabei.

„Ach, nichts — bloß mein Vater hieß auch Malkott, das überraschte mich so. Der Name ist doch nicht so häufig —“

„Vielleicht ein Verwandter, den Sie so zu- fällig entdecken?“

Sie zuckte die Achseln.

„Möglich. Ich weiß gar nichts über die Familie meines Vaters. Er starb, als ich noch ein kleines Mädchen war, und die Familie meiner Mutter nahm mich dann von München fort. Gehen wir die Bilder ansehen!“

Dieser „Gottfucher“, der vielleicht ein un- bekannter Verwandter war, interessierte sie plötzlich.

Sie durchschritt mehrere Räume und trat in ein kleines Cabinet mit recht mangelhafter Beleuchtung.

Etwa zwei Duzend Bilder, kleinere und größere, hing an den Wänden, alle denselben Gegenstand behandelnd: Wolken, die über's Meer zogen.

Und in allen — ob der Sturm sie wild dahin- trieb oder sanfter Sommerwind sie gleitend durch's Licht der Sonne führte — in allen war eine tiefe Sehnsucht, ein angstvolles Suchen.

„Gottfucher“ — hatte Sendthausen den Künstler nicht so genannt? Suchte er Gott? Oder was sonst —?

Die Technik war schablonenhaft, gleichsam mit verächtlicher Oberflächlichkeit behandelt. Nur der Gedanke grünte aus den Rahmen, dieser trostlose Gedanke eines Suchers, der nicht finden konnte. Traurig machten sie, diese Bilder.

Serena fühlte sich bekümmert, von tiefem Mit- leid bewegt, beinahe erschüttert. Natürlich konnte dieser Künstler nicht berühmt werden, dazu war er zu einseitig. Zu arm — was gab er denn der Welt? Ein Leid, das ihn selber quälte, nichts weiter.

Und dann zuckte Serena plötzlich zusammen. In einer der Ecken des Bildes vor ihr stand in zintoberroten Buchstaben: „Johannes — Ewelyn — Malkott.“

Sie fuhr sich über die Stirn, und dann sah sie Sendthausen hilflos an.

„Johannes — Ewelyn — was bedeutet das? Ewelyn ist doch —“

„Ein Frauenname, jawohl. Wahrscheinlich ist's eine Marotte des närrischen Wolkenmalers. Ich weiß es nicht.“

„Evelhne hieß meine Mutter,“ murmelte Serena versfürt, „und —“, sie brach ab. „Johannes war der Name meines Vaters, der auch Maitott hieß und auch Maler war,“ hatte sie sagen wollen, aber es wollte nicht über die Lippen. Wahnsinn —

„Was wollten Sie noch sagen, gnädige Frau?“ Der Baron sah sie verwundert an.

„Nichts.“ Wieder fuhr sich Serena über die Stirn. Dann jagte sie lebhaft: „Könnten Sie nicht etwas über den Maler dieser seltsamen Bilder erfahren? Wie alt er ist, wo er lebt —“

„Gewiß. Man braucht nur in der Kanzlei anzufragen. Wollen Sie sich hier einen Augenblick gedulden, ich komme sofort wieder.“

Serena stand in dem kleinen, leeren Kabinett — kein Mensch verirrte sich zu diesen verrückten Bildern — und starrte auf die roten Buchstaben, die sich so grell vom Blau des Meeres abhoben.

„Johannes — Evelhne — Maitott.“

Nein, es war nicht möglich. Wahnsinn war's. Wie hätten sie ihr denn das verschweigen dürfen? Tante Lott' — Onkel Heinrich, der ihr Vormund war — Albrecht — Richard — nein, nein — Und doch —

„So, da bin ich wieder, meine Gnädigste. Also: Dieser Maitott lebte früher in München, kam nach dem Tode seiner Frau ins Jrennhaus, aus dem er später geheilt entlassen wurde. Heute dürfte er etwa fünfundsünzig Jahre alt sein und lebt von aller Welt zurückgezogen auf einem Felsenland an der dalmatischen Küste. Für ein Sonderling durch und durch. Der Name, „Evelhne“, wie ich schon jagte: eine Marotte. Seine Frau soll so geheiser haben. Er selbst hätte nie ans Ausstellen gedacht. Ein Wiener Kunstfreund entdeckte ihn zufällig und nötigte ihm diese Bilder fast mit Gewalt für die Ausstellung ab — der Kuriosität halber. Viel Sensation hat der gute Mann mit seiner Entdeckung ja nicht gemacht — aber was ist Ihnen denn? Madonna Serena! Madonna Serena —?“

Sendthausen hatte gerade noch Zeit, den Arm um Serena zu schlingen und sie so vor dem Fall zu bewahren.

Nun lehnte sie an seiner Brust, achselgleich, mit geschlossenen Augen.

Und in diesem Moment spielte dem Baron zum zweitemal heute sein Temperament einen Streich; er beugte sich nieder und küßte in leidenschaftlicher Glut die blaffen Lippen des feinen, kindlichen Mundes.

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr Serena aus ihrer halben Ohnmacht auf und wusch, sich gewaltig losmachend, zurück.

Einen Augenblick ruhte noch ihr Auge in flammender Entrüstung auf ihm. Dann wandte sie sich um und verließ mit schwankenden Schritten den Raum.

Sendthausen stürzte ihr nach. Er hätte sich prügel können —

Serena hatte den Ausgang erreicht und stieg die Stufen an der Außentreppe des Künstlerhauses hinab. Suchend sah sie sich um. Gottlob — dort war ein Wagen — sie winkte dem Kutscher, der sofort herangefahren kam.

„Madonna — Madonna Serena — gnädige Frau —“, jagte eine heßere, vor Aufregung schwankende Stimme neben ihr.

Serena wandte nicht einmal den Kopf.

„Goldeggasse Nr. 15.“ jagte sie zu dem Kutscher, der die Wagentür offen hielt und sie dann rasch mit einem höhnischen Blick auf den feinen Herrn aufzappte.

„Ja, gnä' Frau, gleich werden wir dort sein.“ Er riß die Decke vom Rücken des Pferdes, schwang sich auf den Sock, schnalzte mit der Zunge und zog die Zügel an.

Sendthausen schaute dem fortrollenden Wagen mit verbissenerm Grimm nach. Sollte das das Ende sein? So schnell schon? So jäh?

Und Goldeggasse 15? Was wollte sie dort? Das lag ja ihrer Wohnung fast entgegengesetzt. Wen hatte sie dort? Oder war es nur eine Finte — Mit zwei Sähen war er an einem eleganten Zweispänner und warf sich hinein.

„Zehn Gulden, Kutscher, wenn sie den Wagen da vorne nicht aus den Augen verlieren!“

Der Kutscher lächelte verständnisinnig und devot. Zehn Gulden — das konnte nur ein Graf bieten!

„Sehr wohl, Herr Graf. Dem Einspänner wird ma wohl an Reford ablaufen können!“

Serena dachte nicht an den Baron. Er war aus ihrem Leben einfach ausgelöscht. Selbst seine Frechheit hatte sie vergessen.

Alles in ihr war nur eine zitternde Frage: Ist es möglich? — Kann es sein? —

Albrecht mußte doch etwas darüber wissen, darum fuhr sie zu ihm. War er nicht zu Hause, dann würde sie einfach warten, bis er käme.

Aber Albrecht war zu Hause. Bestürzt sprang er vom Schreibtisch auf, an dem er Schularbeiten forriert hatte, als Serena eintrat.

„Serena — Du?! Du kommst zu mir —?“

„Ja, Albrecht.“ Sie zitterte vor Erregung, und ihre dunklen Augen flieberten. „Du mußt es wissen — ich war im Künstlerhaus, da sind Bilder von Johannes Maitott. Und der Name meiner Mutter steht auch darunter — Albrecht, begreiffst Du? Sei barmherzig — mein Vater — lebt denn mein Vater noch?“

Albrecht starrte sie verwirrt an. Dann sagte er leise:

„Ja, Serena, er lebt.“

Sie sank auf einen Stuhl und brach in Tränen aus.

„Er lebt — er lebt — und niemand hat es mir gesagt! Niemand —“

Er wollte sie trösten, streichelte ihre Hände, ihr Haar, seine Stimme bebte, als hielt er selbst mühsam die Tränen zurück.

„Liebe Serena — Schwesterchen — weine doch nicht —“

Sie stieß ihn zurück.

„Geh — Du hast behauptet, mich zu lieben und doch geschwiegen! O Albrecht, um wieviel hast du mich betrogen —! So einsam war meine Jugend, so tiebeleer — und ich hätt' ein Vaterhaus haben können! Arme, in die ich mich hätte flüchten können. Statt dessen von keinem verstanden, idioslos, verlassen, laßt ihr mich durch die Welt taumeln —“

Alles, was ihr junges Herz bedrückte seit sie denken konnte, brach in dieser Stunde mit elementarer Gewalt heraus.

Albrecht war ans Fenster getreten und starrte hinaus. Die Augen waren ihm naß, das Herz klopfte zum Bersten.

„Hatte sie denn nicht recht? Arme Serena! So jung und einsam —“

Lange blieb es still. Nur Serenas leises Schluchzen und das Ticken der Uhr am Schreibtisch belebte den Raum.

Endlich stand Serena auf. Die weiche Lieblichkeit der „Koxane“ war aus ihrem Gesicht verschwunden, ein bitterer, fast harter Zug entstellte es.

„Sage mir alles! Ich habe ein Recht, es zu wissen. Warum habt ihr geschwiegen?“

„Ich weiß es nicht, Serena. Gar nichts weiß ich, so wahr ich Dich liebe wie ein Bruder! Mama sprach einmal mit Papa von Deinem Vater, und ich hörte es zufällig — das ist alles. Wohl fragte ich nachher, aber sie wies mich barich zurück und verbot mir, je wieder davon zu sprechen. Es wäre für Dich ein Unglück, wenn Du darum wüßtest, jagte sie. Und darum, Serena, darum allein schwieg ich auch später zu Dir darüber.“

„Wußte mein Mann, daß mein Vater lebt?“

„Ich glaube wohl. Anlässlich der Eheschließung mußte man es ihm doch sagen?“

„Und er hat auch geschwiegen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czgyan.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Traute war oft ganz faßungslos. War sie allen Leuten im Wege? Sie wünschte aus Herzensgrund, bald fortgehen zu können, und sie bereute es, der Mutter versprochen zu haben, keinen Schritt zu tun, bevor sie mit Harry über ihre Pläne beraten hatte. Nun war sie an dieses Haus gebunden, in dem sie ungern verweilte und von dem sie ungern beherbergt wurde. Es blieb ihr nichts übrig, als ein Zusammensein mit der Tante noch mehr als bisher zu vermeiden und sich allein in ihrem Zimmer aufzuhalten, wenn sie von ihren Ausgängen heimkehrte.

Doch endlich kam gute Nachricht. Harry schrieb von München aus eine Karte und kündigte an, daß er in den nächsten Tagen wieder in Berlin eintreffen werde. Traute war glücklich. Ihre sonstige Zurückhaltung vergessend, eilte sie sofort zu Frau Rainer, um auch dieser die gute Botschaft zu bringen. Aber vor der Tür zu deren Zimmer blieb sie betroffen stehen. Was war das? Deutlich hörte sie schluchzende Laute.

Tante Alberte weinte? Sie konnte weinen?

„Ach, reden Sie nicht, Bausch!“ erklang die schluchzende Stimme. „Verjuden Sie es gar nicht erst, mich zu trösten. Ich weiß es doch, daß ich Höllequalen ausstehen werde, solange sie im Hause ist.“

„Aber Frau Doktor, wie können Sie nur so sein. Es gibt doch schönere Mädchen als Fräulein Traute, und der Herr Rechtsanwalt wird doch am Ende auch schon schöne genug gesehen haben.“

„Aber ich sehe sie nicht neben ihm,“ antwortete Frau Rainer fertig. „Mag es schöne geben! Wenn ich sie nur nicht sehen darf, nicht neben ihm sehen darf! Ach, Bausch, Bausch, warum hat Gott mich so geschlagen, mich so elend, so elend gemacht!“

„Ja, du lieber, gütiger Herrgott, jeder muß tragen, was ihm auferlegt ist. Aber ich denke, manche paßen sich noch ein ganz gehöriges Nädchen zu der Last zu, die ihnen aufgebürdet ist. So Sie zum Beispiel, Frau Doktor. Wie könnten Sie sich sonst mit so unnütten, schlimmen Gedanken quälen? Warum soll denn nun gerade Fräulein Traute dem Herrn Rechtsanwalt besonders gefallen? Süßlich ist sie, gewiß, das bestreite ich gar nicht, und jung und frisch auch. Aber gab es denn damals in Regymen keine schönen Mädchen? Haben Sie schon vergessen, wie fein sich das Fräulein von Latinsky immer herausstifferte, wenn sie wie zufällig drei bis viermal hintereinander auf ihrem schwarzen Klappen an seinem Bureau vorübertritt? Und wie schmachtende Augen die schöne Frau von Bruch ihm machte? Wenn Sie ihm damals besser als die andern gefallen, werden Sie ja wohl auch jetzt noch nicht ganz bei ihm ausgespielt haben.“

„Was ist denn von mir übriggeblieben, Bausch? Nein, nein, ich kann es nicht mehr mit andern aufnehmen. Das ist das Ende. Und sehen Sie, ich kann die innere Angst nicht bezwingen. Ach Gott, zu denken, daß Traute noch eine ganze Woche hierbleiben, immer mit ihm zusammen sein soll! Ich verzehre mich vor ewiger Angst und Qual!“

„Wer wird sich solch schwarze Gedanken machen? Früher haben Sie oft genug gesagt: Bausch, ich will mich nicht ärgern, ich will mich nicht sorgen. Ärger und Sorgen machen alt und häßlich. Warum jagen Sie sich das nicht jetzt auch?“

„Weil ich nicht mehr die Energie von früher habe. Ja, ja, Bausch, wenn man die erst verliert, ist es auch bald aus mit uns und unserer Macht. Nur wollen können! Nur das Wollen nicht verlieren. Solange wir ernsthaft wollen können, müssen alle Menschen tun und denken, wie wir es wünschen, wenn es aber damit zu Ende ist —“

Wie erstarrt war Traute in der Nähe der Tür stehen geblieben. Anfangs hatte sie den Sinn des Gesprächs gar nicht erfasst. Es hatte sie nur erschüttert, Tante Alberte, die sie als kalt und hart kannte, weinen zu hören. Nun wandte sie sich um und schlich in ihr Zimmer zurück.

Gedrückt und schweigend saß sie eine Stunde später am Mittagstisch. Sie nahm mehrere Male einen Anlauf, um der Tante zu sagen, daß sie gern in ein Pensionat übersiedeln möchte, aber sie brachte trotz aller Anstrengung kein Wort über die Lippen. Was sollte sie auch vorgeben, wenn die Tante nach den Gründen ihres Entschlusses fragte? Aber wie so ungeschickt im Erfinden von Ausreden, daß ihr nicht das Geringste einfiel.

Als die Mahlzeit fast beendet war, zuckte sie zusammen. Draußen im Korridor wurde eine Männerstimme hörbar. Feste, rasche Schritte näherten sich der Tür.

Traute fühlte, daß das Blut aus ihren Wangen wich. Unwillkürlich hob sie sich halb aus ihrem Stuhl in die Höhe. Sie glaubte plötzlich ganz deutlich zu fühlen, daß es ein Unglück gäbe, wenn sie noch eine Minute länger hier blieb. Aber wie von einer stärkeren Macht gezogen, jant sie wieder zurück. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte sie ja auch jetzt nicht mehr fortlaufen.

Auch über Frau Rainer war bei dem Ton der Stimme draußen eine heftige Erregung gekommen. Ihre Hände ballten frampfhaft die Serviette im Schoß zusammen.

„Jost,“ flüsterte sie, „das ist Jost!“

Im nächsten Augenblick wurde die Tür geöffnet. Das breite, gummierte Gesicht Frau Bautschs schob sich in die Spalte.

„Eine Heberajchung,“ rief sie nickend und lächelnd, „der Herr Rechtsanwalt sind schon jetzt gekommen. Na, das wird doch eine Freude sein!“

Wie macht- und willenlos blieb Traute an ihrem Stuhl stehen, als die Begrüßung des Ginetretenen mit Frau Alberte und ihr längst vorüber war. Nur für wenige Augenblicke hatte sie aufgesehen, während er die Hand nach der ihrigen ausgestreckt und sie mit freundlichen Worten willkommen heißen hatte. Aber es war ihr, als ob sie nun für ewige Zeiten dieses Gesicht, diese Augen vor sich sehen müße.

Das war Jost Rainer? Das war der Gatte Tante Albertes?

„Wollen Sie sich nicht setzen, Fräulein Burgt?“ fragte Herr Rainer. „Ich habe die Damen leider, wie ich sehe, noch bei der Mahlzeit gestört.“

„Du hast uns durchaus nicht gestört. Wir waren fertig,“ entgegnete Frau Rainer an Trautes Stelle. „Oder darf ich Dir noch etwas anbieten, Traute?“

Auf ihren Wangen hatten sich zwei dunkelrote Flecke gebildet. Ihre Augen flackerten.

Die helle Stimme brachte Traute, wie oft schon, zu einem Entschluß.

„Ich danke,“ sagte sie leise, „und wenn Du erlaubst, Tante Alberte, möchte ich mich gleich verabschieden, ich — muß noch ausgehen.“

Sie wagte nicht, während sie sprach, die Augen zu erheben. Sie fürchtete sich davor, dem Blick Herrn Rainers zu begegnen, sie fürchtete auch die Tante anzusehen. Jedes Wort, das diese kurz vorher zu Frau Bautsch gesprochen und das sie mit angehört hatte, fiel ihr zu ihrer eigenen Qual jetzt wieder ein. Wenn sie nur erst fort von hier wäre!

Frau Rainer kam ihr zu Hilfe.

„Selbstverständlich kannst Du gleich gehen, wenn Du etwas vorhast. Du weißt, daß Du ungebunden hier bist.“

Aufatmend trat Traute aus dem Hause. Es war ein feuchtkühler Oktobertag. Die Luft strich frisch um ihr Gesicht. Wie eine Erleichterung empfand sie es, daß sie wieder fremde Menschen vor sich sah, nicht mehr die warme, immer nach Blumen duftende Luft des Rainerischen Wohnzimmer einatmen mußte. Ihr Entschluß stand nun ganz fest. Sofort wollte sie eine Pension aufsuchen und so bald als möglich dahin übersiedeln. In welcher absehbaren Lage war sie durch ihren unfreiwilligen Aufenthalt bei den Verwandten gekommen! Sie biß die Zähne aufeinander. Ein Gefühl der Empörung waltete jetzt erst in ihr auf. Sie wünschte aus Herzensgrund, Frau und Herrn Rainer gar nicht mehr wiederzusehen zu brauchen.

Vor einem großen Hause in einer der Nebenstraßen blieb sie stehen.

„Pensionat für In- und Ausländer“ stand auf dem Schild an dem Balkon der ersten Etage.

Eine elegant gekleidete Dame öffnete ihr oben selbst die Türe.

Das Stübchen, in das sie geführt wurde, lag nach dem Hof. Es war hübsch und behaglich eingerichtet, machte aber durch die vor dem einzigen breiten Fenster aufgetürmten hohen Hinterhäuser einen dunklen, unfreundlichen Eindruck.

„Der Preis für dieses Zimmer, inkl. Pension, macht fünf Mark pro Tag,“ sagte die Dame dann in geschäftsmäßigem Ton.

Fünf Mark pro Tag! Traute rechnete ängstlich im stillen nach, wie teuer ihr der Aufenthalt für einige Wochen kommen würde. So viel durfte sie ja keinesfalls ausgeben!

„Das Zimmer wird nicht für mich passend sein,“ stotterte sie, sich rasch wieder der Tür zuwendend.

„Die Vorderzimmer sind größer und heller, aber selbstverständlich auch teurer,“ meinte die Dame überlegen, „wollen Sie ein solches ansehen?“

„Ich danke.“

Sie war froh, als sie wieder draußen stand. Es mußte doch auch einfachere und billigere Pensionate geben. Da sie aber, unbekannt mit den Verhältnissen, nur in dem vornehmen Stadtteil, in dem Rainers wohnten, suchte, ging es ihr nirgends viel besser.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie stand gerade vor einem Hause, an dessen Haustür ein weißes Pappschild baumelte:

Möbliertes Zimmer zu vermieten. Gartenhaus dritte Etage, rechts.“

Wenn sie es damit versuchte?

Mit neuem Mut stieg sie abermals die Treppen hinauf. Etwas zuversichtlicher als in den eleganten Vorderhäusern, in denen sie bisher gesucht hatte, klingelte sie bei der bezeichneten Wohnung an.

„Verzeihen Sie, ist hier das möblierte Zimmer zu vermieten?“ fragte sie bescheiden, als die Tür geöffnet wurde.

Es war inzwischen schon dümmern geworden, und da die Tür sich nur so weit geöffnet hatte, als die vorgehängte Sicherheitskette es zuließ, konnte Traute gerade

nach erkennen, daß eine weibliche Gestalt dahinter stand, deren Augen sie mißtrauisch musterten.

„Hier ist nichts zu vermieten.“ — kam nach einigen Augenblicken die kurze Antwort.

Traute sah verblüfft auf.

„Nicht — ach — aber es steht unten ein Schild — Gartenhaus —“

„Für Sie ist hier nichts zu vermieten!“

Die unfreundliche Stimme klang dieses Mal noch kürzer und barscher, und zugleich fiel die Tür wieder ins Schloß und ein Schlüssel wurde von innen umgedreht.

Fastungslos stieg Traute die Treppen hinauf. Sie konnte für das Benehmen der Frau absolut keine Erklärung finden. Nun mußte sie wieder noch weiter suchen.

Weisse Tafeln mit Zimmerangeboten hingen an vielen Häusern. Aber es kam ihr jetzt recht zum Bewußsein, wie schüchtern sie war, wie weisfremd und ichen. Dreimal ging sie vor dem nächsten Hause auf und ab, ehe sie sich hereingetraute. Auf das genaueste studierte sie die Zettel, welche die Wohnungen anpriesen, um nicht festzugehen. —

Es ging ihr an beiden Stellen trotzdem ähnlich wie bei der ersten. Sie wurde von den Wohnungsinhaberinnen ohne nähere Erklärung oder Entschuldigung abgewiesen.

Was bedeutete das?

Ein Gefühl der Beschämung stieg in ihr auf. Machte sie solch einen ungünstigen Eindruck, daß



Ein von unseren Soldaten selbst erbautes Blockhaus.

Eine Gebirgskanonen-Batterie in den Vogesen hat sich ein eigenes Blockhaus gebaut, um darin zu hausein. Wir sehen die vergnügliche Gesellschaft vor ihrem Heim bei allerlei nützlicher Beschäftigung, wie Lesen, Essen, Rauchen und sonstigen zeitvertreibenden Mußestunden.

„Sie wünschen?“ fragte sie mit leichtem Kopfschütteln.

„Ich suche eine Pension,“ antwortete Traute.

Die alte Befangenheit kam wieder über sie. Sie war erschreckt, daß auch hier alles pruntdoll eingerichtet war.

Der Tür gegenüber hing ein mächtiger Spiegel, aus dem die Flammen der von der Decke hängenden Krone festlich widerstrahlten, der Boden war mit dicken Teppichstoffen belegt.

Die Dame warf einen prüfenden Blick über die vor ihr stehende. Die übereinfache Kleidung, der kleine, unmoderne Hut und die gewebten Handschuhe derselben waren sichtlich wenig nach ihrem Geschmack. Sie blieb in der Türe stehen und fragte kühl:

„Sind Sie von auswärts?“

„Ja, aber ich wohne hier schon seit vierzehn Tagen bei meinen Verwandten, Rechtsanwalt Rainer —“

Der prüfende Blick glitt noch einmal über die schlicht gekleidete Gestalt und das anmutige, frische Gesicht.

„Bitte, wollen Sie näher treten,“ sagte sie etwas freundlicher. „Ich kann Ihnen ja die Zimmer zeigen, die ich frei habe.“

Bekommen ging Traute hinter ihr her. Sie hatte die mißtrauischen Blicke bemerkt und kam sich recht verlassen vor.

man ihr mißtraute? Nur mit größter Selbstüberwindung vermochte sie es, noch weiter zu suchen. Sie hatte sich inzwischen weit von der Rainerischen Wohnung entfernt. Der Abend war ganz hereingebrochen. Die Laternen brannten. Hinter den Scheiben der großen Schaufenster war längst helles Licht aufgeflammt. Müde stieg sie noch einmal die Treppe in einem Gartenhause hinauf.

„Seitenflügel, zweiter Stock rechts bei Frau Bachmann“ — hatte das Schild unten verheißen. „Ist hier ein Zimmer zu vermieten?“

Ihre Stimme klang bei der Frage unsicher. Mengstlich forschten ihre Augen in dem Gesicht der vor ihr stehenden Frau, und sie atmete auf, als die Thür nicht gleich wieder mit unfreundlichem Beiseid zugeworfen wurde. Tröstlich lautete die Antwort freilich auch hier nicht.

„Es tut mir leid, Fräulein, aber ich vermiete nur an Herren.“

„Traute blieben die Worte im Munde stecken. Die neue Enttäuschung war zu groß. Für einen Augenblick lehnte sie sich gegen den Türpfosten. Sie war abgespannt von dem langen Umherlaufen, dem vielen unnützen Treppauf, Treppab.“

Frau Bachmann blickte sie neugierig an. „Sie sind wohl von auswärtig?“ fragte sie.

„Ja.“

„Und was sind Sie?“

Traute wurde verlegen. Ja, was war sie? Hier „war“ gewiß jeder etwas. Die Menschen liefen alle so eilig auf den Straßen. Jeder schien ein wichtiges Geschäft zu haben. Auch Frau Bachmann hatte ihr Geschäft. Auf dem Schildchen neben der Klingel stand zu lesen: Frau Bachmann, Damenschneiderin.

„Ich wollte mir hier eine Stelle suchen,“ sagte sie zögernd.

„Um — als was denn? Und wo wohnen Sie jetzt? — Aber Sie sind wohl müde?“

Frau Bachmanns Stimme wurde teilnehmend. Trautes Gestalt war wieder gegen die Türschwelle gesunken.

„Ja, ich bin so sehr viel umhergelaufen,“ bekannte sie aufrichtig. „Von mittags an. Ich kann gar keine Wohnung bekommen.“

„Dann kommen Sie nur herein und ruhen Sie sich wenigstens aus. Sie können ja kaum noch stehen.“

Traute folgte der Frau willig nach und sank sofort auf den ihr angebotenen Stuhl. Leise stieg in ihr die Hoffnung auf, daß sie hier doch noch ein Unterkommen finden würde.

Unwillkürlich sah sie sich in der neuen Umgebung um. Es war ein großer, von einer Gaslampe hell erleuchteter Raum, der sehr verschiedenen Zwecken zu dienen schien; denn Küchen-, Wohn- und Arbeitsstubeinmöbel waren darin friedlich vereint. Vor einem der beiden Fenster stand eine Nähmaschine und daneben ein viereckiges Tisch, auf dem sich bunte und weiße Stoffe lustig bauschten. In der Nähe davon hing ein großer Spiegel, der mit einem Schränkchen aus Nußbaumholz, dem bequemen, breitfüßigen Sofa und dem Tisch mit Wachstuchdecke das Wohnzimmer darstellte, und an der gegenüberliegenden Wand bildeten der weiße Kachelherd, von dem aus sich behagliche Wärme durch das ganze Gemach breitete, der Geschirrschrank und das Wasserleitungsbedeck die Ausstattung des Küchenzimmers.

Frau Bachmann war ihrem Gast gefolgt und versuchte es nun, ihre vorherige Abweisung zu erklären.

„Hier in Berlin ist das nicht so leicht mit'm Vermieten,“ meinte sie. „Sie glauben gar nicht, wie man sich da vorsehen muß und was man alles ins Haus so reinbekommen kann. Es ist ja auch mit de möblierten Herrn nicht grad immer schein. Nei, wahrhaftig nicht! Leichtsinig sind manche, daß es sich zu glauben ist und de Sachen machen se einem auch noch zuzuhanden. Aber mit de Damens, wissen Se, da hat man erst recht Schererei und Mergel. In der kleinen Stadt, wo

jeder jeden kennt oder doch ne Ahnung hat, wer's is, da gib't's ja sowas gar nicht — aber hier, wissen Se, wo sich alles rauspugt und wie ne Dame aussieht, auch wenn's gar keine is, na, da kann man was erleben! Ich bin auch einmal auf so eine reingefallen, aber gründlich reingefallen, sag ich Ihnen. Na — aber einmal und nicht wieder!“

Traute erhob sich. „Dann werden Sie es ja mit mir auch nicht probieren wollen,“ sagte sie, „und ich muß weiter suchen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich hier ausruhen ließen.“

Frau Bachmann sah sie verblüfft an. „Ihnen hab' ich natürlich nicht gemeint,“ antwortete sie gütig. „Sie sehn ja so solid aus. Sie mögen wohl aus recht anständiger Familie sein. Haben Se noch Eltern?“

„Meine Mutter und einen Stiefvater.“

„Ah — — nen Stiefvater.“

Frau Bachmann nickte verständnisvoll. „So — so — so — darum müssen Se gewiß auch aus'm Haus und zu fremden Leut'! Ja — ja, ja, de Stiefeltern! Das is wohl überall daselbe Lied!“

Sie zog ihren Gast auf den Stuhl zurück, und es gelang ihr allmählich, aus der schweigenden Traute die wichtigsten Angaben über deren Personalien herauszuholen. Neugierd erhob sie sich, nachdem sie dieses erreicht hatte.

„Kommen Se,“ forderte sie das junge Mädchen auf, „ich zeig Ihnen das Zimmer, und ich vermiet's Ihnen auch. Von Ihnen werd' ich keine Schererei haben. Sie werden mir auch nicht die Sachen zuzuhanden machen wie die Zimmerherren. An Ihnen hab' ich am End' recht gut getroffen.“

Trotz darüber, endlich ein Heim gefunden zu haben, kehrte Traute in das Haus ihrer Verwandten zurück. Frau Bausch empfing sie an der Korridorüre.

„Die Frau Doktor sind nicht wohl,“ berichtete sie kükternd, „ich hab' sie schon zu Bett bringen müssen.“

„D — ich wollte sie so gern sprechen,“ sagte Traute. „Meinen Sie nicht, daß es noch möglich ist?“

„Auf keinen Fall, Fräulein Traute, die Frau Tante hat einen heftigen Anfall gehabt. Da muß sie nun vollständige Ruhe haben. Soll ich ihr etwas bestellen?“

Frau Bausch war Traute in deren Zimmer gefolgt. Sie steckte die Lampe an und ließ die Jalousien herab. Ohne weiteres setzte sie sich dann auf einen der kleinen Rohrjesel, die den Tisch in der Mitte des Zimmers umgaben. Traute wußte, daß Frau Bausch, trotzdem sie von einfacher Herkunft und Bildung war, hier im Hause eine sehr bevorzugte Stellung einnahm und von allen fast als zur Familie gehörig angesehen wurde, deshalb wunderte sie sich nicht über deren Vertraulichkeit, sondern rückte offen mit ihrem Anliegen heraus.

Frau Bausch machte ein bekümmertes Gesicht, als sie hörte, daß der junge Gast schon morgen das Haus verlassen wollte und doch absolut keinen Grund für diesen plötzlichen Entschluß anzugeben wußte.

„Wie wird es Ihnen hier doch gehen?“ fragte sie mit einem leichten Seufzer, nachdem sie das junge Mädchen ein paar Augenblicke mit ihren verständigen, gutmütigen Augen angeblickt hatte. „Sie haben kein Spürchen Dreistigkeit in sich, aber dafür ein Gefühl, dem jedes Kind die Gedanken von der Stirn ablesen kann. Du lieber Gott, das sind gerade keine guten Zutaten für einen Großstadtmenichen.“

Bald darauf ging Traute in das Wohnzimmer, in dem sie bis dahin gemeinsam mit Tante Alberte die Mahlzeiten eingenommen hatte. Es erschraf, als sie heute Herrn Rainer darin fand. Er saß in einem der niedrigen Stessel vor dem Kamin und las die Zeitung. Bei Trautes Eintritt sprang er auf und kam ihr höflich entgegen.

„Guten Abend, Fräulein Burgk,“ grüßte er, „ich freue mich, daß ich Gesellschaft haben werde,

trotzdem meine Frau sich schon hat zurückziehen müssen. Darf ich Sie zu Ihrem Platz führen?“

Traute nickte nur. Sie wußte, wie oft schon, wenn sie mit Fremden zusammen war, nicht, was sie antworten sollte.

„Es hat mir sehr leid getan, daß es mit Tante wieder schlechter geht,“ sagte sie endlich, sich mühsam zusammenraffend. „Soffentlich wird es bald besser.“

Sie fühlte es, daß ihre Worte schablonenhaft und steif klangen. Sie ärgerte sich über sich selbst, daß sie nicht mehr Sicherheit und Fassung besaß und gleich bei diesen ersten dummen Worten dunkelrot wurde.

Herr Rainer aber war viel zu gewandt, um sich merken zu lassen, daß er ihre Verlegenheit gemahrt hatte. In sehr verbindlichem Ton erwiderte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte. Leider hat meine arme Frau öfters solch nervöse Anfälle auszuhalten. Aber sie gehen Gott sei Dank meistens rasch vorüber. Morgen wird sie hoffentlich ganz wohl sein.“

Dann versuchte er, Traute auf ein sie interessierendes Thema zu bringen.

„Und wie geht es Ihnen hier, Fräulein Burgk? Haben Sie schon viel von unserem schönen Berlin kennen gelernt?“

„Sehr viel noch nicht. Ich bin nur in den Straßen in der Nähe spazieren gegangen. Gar zu weit wagte ich mich nicht fort.“

„Sie sind allein gewesen. Da werden Sie freilich wenig gesehen haben. Aber jetzt sollen Sie noch manches kennen lernen. Alles, was ich an Zeit erübrigen kann, stelle ich Ihnen zur Verfügung. Wir machen nachher gleich Programm für die nächsten Tage. Sind Sie bereits im Theater gewesen?“

Der zwangslöse, heitere Ton, den Doktor Rainer angeschlagen hatte, tat seine Wirkung. Traute fühlte ihre Befangenheit weichen, ihr wurde ordentlich wohl und leicht zu Mut.

„Ich bin überhaupt noch niemals in einem Theater gewesen,“ erklärte sie offenerzig. „Zu Hause erlaubte es Vater nicht. Er sagte, es wäre dort kein Kunstgenuß. Und hier bin ich noch nicht dazu gekommen!“

Er lachte unwillkürlich auf. „Noch niemals in einem Theater? Nun, dann muß ich aber dabei sein, wenn Sie zum ersten Male die schöne Welt des Scheins anstaunen werden. Wir suchen ein klassisches Stück aus. Das wird Ihnen am besten gefallen.“

„Ach ja, Maria Stuart habe ich mir oft so gewünscht zu sehen. Und Egmont, ach, und Wilhelm Tell!“

Er sah amüsiert in ihre ausleuchtenden, unschuldigen Augen. „Et, ei, Fräulein Burgk, Sie werden noch vergnügungssüchtig werden. Aber ich freue mich, daß Sie Wünsche haben. Morgen, falls es meiner Frau besser geht, fangen wir gleich mit der ersten Nummer des Programms, das wir zu erledigen haben werden, an. Soviel ich weiß, steht der Tell im Schauspielhaus auf dem Repertoire.“

„Tell! Das ist eigentlich das Schönste! — Aber — aus ihrem beweglichen Gesicht schwand rasch der Ausdruck der Freude — „morgen kann ich ja gar nicht kommen. Ueberhaupt —“

„Haben Sie schon eine Verabredung?“

„Nein — ja — das heißt — ich bin morgen nicht mehr hier.“

Er sah überrascht auf. „Nicht mehr hier?“

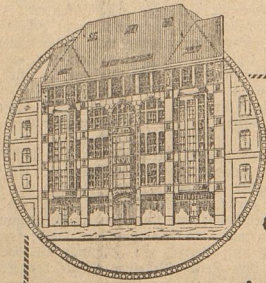
„Nein — nämlich, ich will — ich habe mit ein Zimmer gemietet und will morgen dahin übersiedeln.“

„Davon hat mir meine Frau ja gar nichts gesagt. Ich denke, es war beschlossen, daß Sie bei uns bleiben, bis Ihr Vater zurückkommt.“

Traute wurde es sehr unbehaglich. Sie fühlte, daß die Röte wieder in ihre Wangen stieg.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Seeben erschienen!

Seeben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel-ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW68, Ritterstraße 50 Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuspprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark



ANZEIGEN
haben in diesem Blatt
die weiteste Verbreitung.



Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

| | |
|---------------------------|------|
| Obermoseler | 0,90 |
| 1909er Remicher | 1,— |
| 1911er Wormeldinger | 1,30 |
| 1911er Enkircher | 1,50 |

Rhein- und Pfälzer Weine

| | |
|-----------------------------------|------|
| 1908er Gensinger | 1,— |
| 1911er Bingerter Kahlenberg | 1,30 |
| 1912er Niersteiner | 1,50 |
| 1910er Hallgartener | 1,75 |

Rot- und Bordeaux-Weine

| | |
|------------------------------------|------|
| 1911er St. Laurent | 1,— |
| Fronsac Bordeaux | 1,10 |
| 1911er Cru du Moulin | 1,30 |
| 1909er Saint Seurin | 1,50 |
| 1905er Château Gazin Fronsac | 2,— |

Als Spezialität empfehlen wir:

| | |
|--|---------------|
| Französischer Rotwein | per Ltr. 1,25 |
| Obermoseler | 0,95 |
| Edenkobener | 0,95 |
| Tarragona (rot) portweinähnlich | 1,75 |
| — In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. — | |

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.